

(Nachdruck verboten.)

24]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Derweilen waren die Paula und der Christian das Tälchen hinein in die Dunkelheit des Waldes geschritten. Die Arazien blühten. Ihr schwerer betäubender Duft lag in der Luft. Das Wasserlein in der Tiefe des Tales plätscherte leise. Sachte, wie auf Filzschuhen ging der Abendwind durch die Baumwipfel.

Zwischen den Stämmen war's still. Lautlos entrollte sich das Farn. Lautlos wirkte der Frühling in den Blättlein der Heidelbeeren und im Heidekraut, das seine ersten Sprößlinge trieb.

Die beiden jungen Menschenkinder stiegen dicht nebeneinander den Felsackweg hinan. Sie atmeten beide kurz und ruckweise. Sie fühlten das Frühlingsquellen in der Natur rings um sie her und in ihrem Blute.

Das wogte so ungestüm in Christians Leib, daß ihm war, als müsse das Herz ihm springen oder die Kehle bersten, und doch nichts als das kurze, ruckweise Atmen.

Und dann eine Berührung der Paula . . . Wie elektrische Funken sprühte es in ihm auf. Er war dem Bittern nahe. „Mir gruselt, es is eso dunkel,“ sagte das Mädchen und haßte den Burschen unter.

Dem trat der kalte Schweiß auf die Stirn und glutheiß strömte es seinen Rücken hinauf und herab.

Als sie am Aussichtsturm angekommen waren, hielten sie an.

Der Christian atmete tief.

„Wollen mer enauf?“ fragte er, seine Stimme war rau. „Natürlich!“ Die Paula stand schon auf der dritten Stufe, da kam er ihr nach.

Vom Aussichtsturm hatte man einen weiten Blick hin über die Stadt bis zur Marburg, die ragte schwarz in den monderhellsten Himmel. Der Mond stand klar und hell gerade über der Burg.

Der Christian räusperte sich. Er zeigte nach der Marburg hinüber.

„Dort droben haben vor einem halben Jahrhundert die freigeistigen Deutschen ihre schwarz-rot-goldene Fahne — Fahne . . .“ Des Christians Stimme hatte gezittert, als er angefangen hatte zu sprechen, dann war der Stolz über ihn gekommen, die Freude, daß er das alles wußte, die Freude darüber, daß ihm die Marburg nicht nur die paar Trümmer auf dem Bergkegel drüben, sondern noch was anderes war, das hatte ihn sicher gemacht, und daß er der Paula etwas von dem Erworbenen abgeben konnte, machte ihn froh. Wie aber sein Blick der Paula ihr Gesicht streifte, starben die Gedanken, „schwarz-rot-goldene Fahne . . . Fahne . . .“ Er wußte plötzlich: die will von meinem Wissen nichts . . . die will . . . er stand zitternd. Er mußte sich Gewalt antun, daß seine Zähne nicht aufeinander schlügen, daß seine Arme sich nicht nach dem Mädchen reckten.

Die sah rücklings auf dem Geländer dicht neben ihm und heiß schlug ihr Atem ihm an die Wangen.

„Christhan, wenn ich fallen tät!“ sagte sie und beugte sich weit hinten über.

„Paula!“ Es war ein heiserer Schrei, den der Bursch hervorstieß.

Das Mädchen aber hatte die Hände in die Luft gereckt. Da umfing er sie mit den Armen, und wie er den jungen Leib an seine Brust preßte, kam ein heißer Wonnerausch über ihn und er schlang seine Arme fest und fester um das Mädchen: „Paula . . . Paula . . .!“

Seine Stimme war halb erstickt, vor seinen Augen flimmerte es, und dann küßten sie sich.

Lange verharrten sie in schweigenden Küßen.

Nacht war um sie und Stille. Nur der Wind schlich leise wie auf Filzschuhen durch die Wipfel der Bäume.

Plötzlich aber riß sich die Paula aus des Burschen Umarmung.

„Komm,“ sagte sie und eilte ihm voran die Holztreppe hinunter. Sie raffte den Rock zusammen.

Bitternd folgte ihr der Christian.

Sie ging quer über den Weg, hinein ins Gebüsch. Unter ihrem Fuß knisterte das rostrote Laub verjährtens Herbstes. Ein paar dürre Aeste knackten unter ihrem Tritt.

Sie bog die Zweige auseinander und lief voran. Am ganzen Leibe zitternd, schlich der Christian hinter ihr drein.

Und dann machte sie Halt. Mitten im Dickicht. Ueber einen Birkenstamm in der Nähe flimmerte das Mondlicht, und die Luft war kühl und feucht und dabei schwer vom Blütenduft und fruchtschwanger. Milliarden Blütenstaub-atome schwirten darin. Es war ein wildes Strömen von Keimen und Säften in der frühen Frühlingsnacht.

Die Paula aber warf sich aufs Moos. Sie nahm den Hut ab und legte ihn auf ein niederes Gebüsch, das ihr zur Seite wuchs.

„Komm,“ sagte sie zum Christian, der schlatternd neben ihr stand. „Komm!“ und sie reckte die Arme zu ihm auf.

„Paula . . .!“ Des Burschen Gesicht war totenbleich. Er kniete neben dem Mädchen nieder. „Pau—la . . .!“ Sein Atem ging kurz und heiß. „Pau . . . la . . .!“ Geiser und bang kam das Wort aus seiner Kehle. Und dann schluckte er ein paar mal hintereinander. „Was . . .! Was . . .?“

Da zog sie ihn zu sich herab.

Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Herrgott . . .!“ Knirschend preßte er die Zähne zusammen und versuchte, sich aufzurichten.

Sie aber zwang seinen Kopf zu ihrem Gesicht und seine Lippen auf die ihren . . .

„Ach . . . will . . .“ Ihre Stimme war dumpf. Heiß ging ihr Atem und ihre Wangen glühten.

Da schwand dem Christian die Kraft.

Eine halbe Stunde später gingen sie Hand in Hand über den Ludwigsplatz heim.

Der Christian war still.

„Wenn aber . . .?“ Er sah die Paula an und eine Blutwelle schoß ihm in die Stirn.

Das Mädchen lachte. „Brauchst keine Angst zu haben . . .!“ und dann sang sie:

Von der Wanderschaft zurück
Führt den Jüngling sein Geschick,
Der nach vielen Jahren kehrt
Zu dem heimatischen Herd.

Gilt mit sehnsuchtsvollem Sinn
Zu des Liebchens Wohnung hin.
Blickt zum Fenster stumm hinein,
Wo die holde Braut mag sein.

Sie hatte eine helle Stimme.

Und seltsam klang dem Christian das Lied im Ohr, wie sie durch die Mondnacht nach Hause gingen.

18.

Vom August weg war die Luis flinken Fußes über den Hof gelaufen.

Aber ehe sie die Tür zu ihrer Wohnung aufklinkte, machte sie Halt.

Sie mußte Atem schöpfen, es war ihr so eng um die Brust. Und dann seufzte sie. Sie seufzte und horchte.

Wenn er mir am End nachkäm? Es regte sich etwas wie Hoffnung in ihr und gleichzeitig tastete ihre Hand nach der Türklinke.

Sie nickte mit dem Kopf: Jetzt hab ich en Diebsten, — ja, ja, aber . . . Ich hab immer gedacht, da wär mer dann eso glücklich und statt dessen . . .? Ich möchte heule . . . ja, heule . . .!“

Das Häuschen auf der Gaardt! An diesen Gedanken versuchte sie sich zu klammern.

In so eme Häusche werd ich amal wirtschafte, und dann is der August mein Mann . . . mein Mann . . .! Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen und in die Stirne stieg, und ihre Finger, die auf der Türklinke lagen, zitterten. Der August mein Mann . . .!

Da schreckte ein Schrei hinter der Türe sie auf.

„Gottgott!“ Mit zitternder Hand drückte sie die Tür-Hinge herab.

Das war der Mutter ihre Stimme.

Und „es Emma, es Emma!“ schrie sie plötzlich auf.

Sie trat in die Küche. Die kleine Petroleumlampe flackerte auf im Windzug. Sie aber stürzte in die Kammer.

„Emma, Emma!“ rief sie.

Und dann stand sie vor dem Bett der Kranken.

Am ganzen Leibe bebend stand sie, mit weitgeöffneten, starren Augen.

„Emma . . .!“

Aufrecht saß das Mädchen im Bett und versuchte mit dem Taschentuch das Blut aufzufangen, das ihr aus dem Munde stürzte. Es rieselte an ihren dünnen Fingern herab, das weiße Leintuch war blutdurchtränkt.

Mit starren, verglasten Augen saß sie da, und das Blut strömte, strömte leicht schäumend aus ihrem Munde.

Die Luis stand noch immer zitternd, ohne sich zu rühren. War das die Emma, die da in ihrem Blute saß? Die Emma? Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Dann sah sie, wie ihre Mutter taumelte und zurück aufs Bett sank. Da wich der Bann von ihr.

Sie riß ihren Hut vom Kopf und eilte auf die Emma zu. Sachte legte sie das Mädchen in die Kissen zurück. Dabei schaute sie scheu nach der kleinen Marie hinüber. Die lag im selben Bett, dicht an die Wand gedrückt, und schlief.

Dann wandte sie sich an die Frau. „Essig, Mutter!“

Und das Weib wankte hinaus und holte den Essig vom Eschaf. Die Luis tränkte ein Tuch damit und legte es der Emma auf den Mund.

„Soll ich zum Doktor gehn?“ fragte die Marie und betrachtete scheuen Auges das stillliegende Kind.

„Wie weiß es is, wie der Tod,“ sagte sie und machte große, verängstigte Augen.

Und da das Kind sich nicht regte, kam sie noch einen Schritt näher: „Es is doch nit . . .? Doch nit . . .?“

„Schwächen jekt nit, Mutter,“ sagte die Luis. „Se muß Ruh habel!“

Da ging die Marie hinaus. Sie band eine Schürze um und ein Tuch über'n Kopf.

„Daß auch gar niemand daheim is!“ sagte sie. „Wenn s jekt sterbe tät, während ich zum Doktor geh — —!“

Sie lief schnell über den Hof und überlegte dabei, daß sie doch rasch die Eckels holen könnte: „Die fann gleich mit mer zum Doktor gehn . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Münchener Kunstausstellungen 1906.

II. Der Glaspalast.

Die diesjährige Ausstellung im Münchener Glaspalast beschränkt sich auf Deutschland. In dem retrospektiven Teil, der der Ausstellung eigentlich den Charakter gibt, sogar auf München. So sondern sich von selbst die Bilder in drei Gruppen: die der retrospektiven Abteilung angehörenden Gemälde, dann die einzelnen Gruppen der deutschen Verbände in den einzelnen Städten, und als Schluß sondert sich die „Scholle“ ab, die für München charakteristische, neueste Vereinigung der jüngeren Künstler, die für die „Jugend“ tätig sind. —

Die retrospektive Ausstellung umfaßt die Jahre 1800—1850 und ist der Glaspalast-Ausstellung angegliedert. Wir sehen die zwei Stadien in Münchens Entwicklung, das alte, kleinstädtische München und das München Ludwigs I. Von diesem macht das Letztere hier keinen günstigen Eindruck. Die verhimmelnden Tiraden eines Kaulbach, der den König wie eine überirdische Erscheinung, von knieenden Wagen begrüßt, behandelt, berühren uns nur widerlich; sie sind auch schlecht gemalt, glatt, charakterlos. Man sieht wieder, wie fragwürdig es ist, wenn Könige die Kunst protegierten. Das Gute, Einfache sah Ludwig I. nicht. Den Phrasenreue in der Kunst, den posierenden Maulhelden galt seine Gunst, sie hat er unterstützt. Den besten Eindruck ruft noch die Bauweise dieser Zeit hervor. Die Monumentalbauten fehlen natürlich hier. Man muß in München herumgehen, sich die Gebäude ansehen, dann hat man das Gute, das diese Zeit geschaffen, das zwar nicht neu und eigen, wohl aber in gutem Sinn nachgeschaffen ist. So schneidet gerade diese gerühmte Epoche Ludwigs I. hier schlecht ab.

Dagegen fallen manche Namen auf, die bisher nicht genannt wurden. Da sind zu nennen Edlinger (1741—1819) als feiner

Porträtist, der manchmal an Lenbach denken läßt; er hat von Rembrandt die Schönheit des Tons, von Franz Hals das unbestimmte, derbe Zupacken gelernt. Außerdem blühte in München von jeher die Tiermalerei (Wagenbauer, Schnitzler), die Landschaftsmalerei (vor allem der schlechte Heinlein). Mit einem Schwund- und Spitzweg-Kabinett schließt die Abteilung. Beide sind schlecht ausgewählt. Es ist viel Ueberflüssiges da, das nichts Neues sagt, vielmehr das Bild, das man von diesen Malern hat, verflechtet. Wo sollen auch all die vielen guten Bilder herkommen?

Die „Münchener Künstlergenossenschaft“ ist, was Frische der Anschauung, neuartige Gestaltung im Technischen anlangt, am rückständigsten. Es ist die Vereinigung der alten Generation. Man findet hier am ehesten jene alten Genre- und Anekdotenbilder, die Salontiroler nach Defreggers Art. Diese Säle haben, namentlich in gewissen bescheidenen Landschaften, in romantischen Episoden und theatralischen Posen die meiste Ähnlichkeit mit dem in der retrospektiven Abteilung aufgehäuften Kleinkram, den pietätvolle Münchener wohl als Lokalcharakteristisch auffassen werden. Als Landschaftler gibt Gaampert schöne Ausschnitte aus der Natur, die in ihrer farbig lockeren Manier das Eigentümliche der Umgebung gut zum Ausdruck bringen. Bunte Wiesen in stumpfgrünen Farben, zerrissene, grautrübe Wolken am Himmel. In die Schotten mit ihrer Malerei in Braun gemahnt Olynch, der breit, dunkel malt und das Farbige nur düster mitsprechen läßt. Eine eigenartige Erscheinung ist Nikutowski, der seine, landschaftliche Stimmung aus der Rheingegend festhält, in eigentümlicher Manier, leicht, beinahe miniaturhaft. Farbzig herrscht ein helles Gelbbraun, dem Lokalkolorit entsprechend, vor; die bunten Farben sind frisch hineingesetzt. Stumpfgrüne Hüten stehen tief am gelben Hügel, und das tiefblaue Wasser leuchtet. Das alles ist klein, fast zierlich gegeben.

Die Luitpold-Gruppe steht künstlerisch im ganzen höher. Die Bilder sind auch besser gehängt, die Wände passen besser zu den Bildern. Durchweg merkt man hier Geschmack, der allerdings gemäßig, nicht burschlos sich geltend macht. Es ist etwas Ruhig-Ausgeglichenes in diesen Bildern. Diese Künstler haben eine Exaltation, die sie pflegen und weitergeben. Sie lernen von einander, sie erziehen sich. Es gibt hier alte Künstler, die wie Junge malen. Der engere Zusammenhang in München bringt das zuwege. Man muß seinen Ruf wahren, darf sich nicht gehen lassen. Fast immer wird man auf dem einzelnen Bild irgend etwas Künstlerisch-Interessantes finden, das nicht verblüfft, wohl aber befriedigt. Man spürt oft die Nachwirkung irgend welcher Anregung der Sezession. Motive, Farben, die in der Sezession Aufsehen machen, wirken hier nach. Und diese Werke sind ausnahmslos gut gehängt, so daß das Tüchtige trefflich zur Wirkung kommt. Von kräftigster Wirkung ist die „Waldfente“ von Baer, eine Waldlichtung in gelblich-sonnigem Licht; die Bäume bilden einen hohen Wall, die Menschen wirken klein und erscheinen mit ihren bunteren Farben nur undeutlich, so daß der breite, schöne Eindruck voll wirkt. Die kleinen Landschaften von Ernst Liebermann haben in der leichten Art, wie die hellen Farben in das dunkle Grün getupft sind, etwas reizvoll-Intimes. Effektiv ist das Bild „In herbstlicher Sonne“ von Fr. Hoch, das eine hellgrün gekleidete Dame auf der Wiese hingelagert zeigt. Es ist Frische in der Farbe, Schwung in der Linie. Großzügig baut sich die Meerlandschaft „Stille“ von Eugen D'Arch auf; ein weiter Strand, in sonnig blauem Licht, stille Fläche des Wassers, zartrosa Licht über dem Wasser. Still und groß wirkt der Raum, und namentlich die Wolken, die sich dunstig hoch aufstürmen, kommen prachtvoll zur Erscheinung. Im Stilleben ist manch Gutes gelistet. Die Künstlerinnen Brochusen und Pollat haben in ihrer Art Grau und Violet geschmackvoll zusammenzufinden, Ähnlichkeit. Als Interieur ist die „Sterbende bretonische Bäuerin“ von Bartels eine imponierende Arbeit. Mit wenig Mitteln ist ein wichtiger Eindruck erreicht. Die Bäuerin liegt am Fenster, das Licht fällt voll in das farbige Bauerninterieur.

Der Verein Berliner Künstler steht auf gleichem Niveau ungefähr mit der Künstlergenossenschaft. Der Durchschnitt überwiegt so sehr, daß man schneller durch die Säle geht. Eine gute Arbeit ist die „Alte Mutter“ von Bennewitz v. Loefen, zeichnerisch eine gründliche und genaue Arbeit. Besser sind die Vereinigten Berliner Klubs. Klotz stellt eine märkische Landschaft im Tauwetter aus, in schönen, farbig aufgelösten Tönen (rot und braun). Die „Augustusbrücke in Dresden“ gibt Kolbe Gelegenheit, in bunten, flüssigen Farben das hinströmende Gewimmel der Menschen lebhaft zu schildern, während der blaue Himmel, die schwärzlich-graue schwere Brücke, als ruhige Massen dagegen stehen. In tiefen Farben leuchtet das gelbgrüne „Gewand einer Bäuerin“, die Paczla malt, vor der grauen Wand, die die Farben gut zur Wirkung bringt. Samacher stellt ein Seebild aus; auf der weiten Fläche des Wassers stehen leicht die rotbraunen Segel in der Luft.

Düsseldorf stellt ebenfalls kollektiv aus. Liesegang und Ackermann bringen die feinen Reize der rheinischen Landschaft zur Darstellung; kleine Bilder, die aber geschmackvoll angelegt sind. Graues Licht verdammt über den Ufern des Fußes. Und die Schiffe liegen still. Grau, locker erscheinen alle Farben. Eine gewisse Kraft zeigt Stern in einer Gruppe von Trinkern;

die Bauernhöfe sind charakteristisch modelliert. Ein Künstler von besonderer Prägung ist jedoch Clarenbach, der die Dämmernung so eindringlich malt, in der die Schiffe als große Massen unheimlich am Ufer liegen. Grau fließt das Wasser. Schnee am Ufer. Und prächtig baut sich im Hintergrund das alte Gemäuer auf, ein riesiger, dicker Turm, eine graue Masse, Schnee in den Fugen und auf dem Dach. Feiner, leichter ist das Stadtbild gemalt in Schnee und Reif. Es ist die flüchtige Stimmung eines Wintertags darin, in der das Harte zu schmelzen beginnt. Clarenbach versteht es, den Eindruck prägnant zusammenzufassen.

Der Karlsruher Künstlerbund hat zwei gute Arbeiten aufzuweisen, eine Landschaft von Nagel, ein Interieur von Schulze-Rose. Nagel zeigt den Rhein am Abend. Graue Wasser. Die Bäume stehen leicht und wie Schatten am Ufer. Das Innere des Zimmers ist fein auf Grau gestimmt; eine alte Frau sitzt in der Ecke am Ofen, kaum noch erkennbar, eine stille Stimmung.

Auch die Württembergische Künstlervereinigung hat im Landschaftlichen besonderen Wert. Diese Landschaft ist hier anspruchlos, aber voll freier Stimmungen. Am eigensten ist Starker mit einer großen Brücke, über die ein Zug fährt; der Nachthimmel überwölbt den Raum und die Ufer ruhen schweigend.

Zu einer charakteristischen Erscheinung prägt sich die Schleswig-Holsteinische Vereinigung aus, auch vornehmlich durch die besondere Art der Landschaft, die diese Maler wiedergeben. Meer, Sumpfstand, und die bäuerliche Bevölkerung gibt dem Ganzen Charakter und Eigenart. Das Meer reizt überdies den Maler um der schönen Luftstimmung willen. Dieses Leichte, Zerflatternde über der großen Meeresfläche gibt Leipzig auf seinen Bildern gut wieder. Die rotbraunen und grauen Segel stehen so fern im Raum; indem der Maler sich auf möglichst wenig Farben beschränkt, gibt er seinen Bildern eine besondere Note. Alberts malt immer wieder die blühende Heide, mit der einfachen Schönheit, die das Unaufdringliche des Eindrucks, das Unendliche des Ausblicks am besten wiedergibt. Frische Lebhaftigkeit zeichnet den „Herbstmorgen“ von Burmester aus, ein Kahn am Ufer, bewegtes Wasser, leuchtende Farben. Dagegen dämpft Eitner wieder in seinen Fischerbildern das Krasse ab, er stillt leicht, blasser Farben wählt er. Kühne im Fluß; Fischer mit ernsten Gesichtern bei der Arbeit; die Gestalten stehen groß und eindringlich auf der grünen Wiese. Diesen ruhigen, großen Eindruck weiß Feddersen in seinen Bildern, die von schleswig-holsteinischen Dörfern erzählen, bis ins Dekorativ zu steigern. Er holt den wuchtigen Eindruck heraus. Eisflächen, rollende Bauernhäuser. Ein weiter, grauvoller Himmel; alle Farben breit und fast grell. Das Charakteristische der Landschaft erfährt somit künstlerische Wertung und damit reifertigen die Künstler ihre Sondervereinigung. Sie lernen von der Natur.

Die Graphik und die Radierung findet in München in den verschiedensten Vereinigungen rege Pflege. Auch in dieser Ausstellung sehen wir reichliche Proben davon. Das Vielseitige, Frische, dabei immer künstlerische und technisch Einwandfreie kommt hier ungebrochen zum Ausdruck. Die Stoffe sind dem Leben entnommen. Besonders lebhaft betätigt sich der Bund zeichnender Künstler, unter denen Kreidolf mit seinen phantastisch-intimen Bilderbuchentwürfen eine eigenartige Erscheinung ist. Erwähnt sei auch der Verein Münchener Aquarellisten, dessen Arbeiten auf gutem Niveau sich halten. Breit und kräftig ist die malerische Wirkung betont, das violette Bläuen der Heide bringt Giese fein zum Ausdruck. Auch gute Interieurs sind hier zu finden, da die Technik sich hierzu besonders eignet. Uth weiß die Abendstimmung in einer kleinen Stadt feinsfarbig abzutönen und im Bild zur geschlossenen Stimmung erstehen zu lassen.

Die Säle der „Scholle“, die immer den Hauptziehungspunkt der Ausstellung bilden, da die junge Generation hier zum Wort kommt, machen auch schon äußerlich einen guten Eindruck. Sie sind in schwarz, violett und weiß gehalten, eine kräftige, dekorative Wirkung. Die Bilder stehen ausgezeichnet auf diesen großen Wandflächen.

Leider muß man zugeben, daß diese Bilder selbst nicht so nachdrückliche Wirkung haben. Ohne daraus gleich eine allgemeine Erkenntnis zu machen und etwa zu dekretieren, die Scholle geht zurück, muß doch betont werden, daß die eigene Kraft dieser Vereinigung diesmal nicht so ursprünglich in die Erscheinung tritt. Einmal nähern sich die Maler auffällig an einander an, sie kopieren einander. Das liegt nahe, da sie sich nicht zusammengeschlossen hätten, fühlten sie nicht Uebereinstimmung. Speziell in München, wo einer vom anderen abzieht, liegt diese Gefahr der Uebereinstimmung nahe, sie ist hier eingetreten und nimmt dem Bild im ganzen das Markante. Als Folge dieser Beobachtung tritt ein: man sieht das Schema, die Maske; die Schablone steht hindurch; und diese Schablone hat sogar Beziehung zu der alten Malerei. Dann lassen sich diese Maler zu sehr gehen. Es fehlt an Zucht. Sie gebärden sich genialisch und meinen, damit das künstlerische zu erschöpfen. Du lieber Himmel, es soll ihnen nicht verargt werden, wenn sie uns immer wieder ihre Modelle zeigen, Bekleidet und unbelleidet. Bismöglich gleich nebeneinander gestellt, wie Münzer es tut. Auf dem einen Bild das elegant gekleidete Modell im Walde zwischen Bäumen, daneben dasselbe Modell und die Kleidungsstücke liegen am Boden. Aber es müßte

etwas mehr Kunst darin sein. Das Stoffliche allein tut's nicht. Und das überwiegt sehr stark. Auf die Dauer wirkt das langweilig.

Erler ist noch der eigenste in der Gruppe. Aber seine großen, dekorativen Entwürfe leiden stark an dem Mangelnden, großen Ausdruck. Sie erscheinen leer und füllen die Wand nicht. Am besten ist Erler in Porträts, die in strengem Stil gemalt sind und in den Farben viel Apartes haben. Außer Erler ist Eichler noch zu nennen und Erlers-Samaden, weil beide frisch die Natur anschauen und ihre Schönheit unbekümmert wiedergeben. — Ernst Schür.

Kleines feuilleton.

e. k. Aberglaube vom „jüngsten Tage“. Daß alles, was besteht, einmal vergehen müsse, ist ein unerrückbares Naturgesetz. Auch ein „Weltende“ mag einst kommen. Ueber den Zeitpunkt, wann es eintreten werde, hat man sich seit jeher die Köpfe zerbrochen. Eusebius, der alte Kirchenvater, berichtet, daß ums Jahr 147 n. Chr. eine Prophetin namens Maximilla geweissagt habe: sie würde die letzte ihrer Art sein, weil das Weltende nahe wäre. Arnobius de Villanova prophezeite den jüngsten Tag auf das Jahr 1345. Melchior Hofmann, ein bekannter religiöser Schwärmer, verschob ihn auf 1527. Ein Geistlicher namens Stiefel, der ein Zeitgenosse Luthers war, weisagte, die Welt würde 1534 am Lutastage, morgens um 8 Uhr, untergehen. Trotzdem Luther ihm seinen Unsin widerlegte, predigte Stiefel den Bauern, sie möchten mit allem, was sie besitzen, um jenen Zeitpunkt reinen Tisch machen. Als der Tag des vermeintlichen Weltendes heranrückte, versammelte er die Pfarrkinder in der Kirche um seine Person und wartete. Es traf aber nichts ein und so wurde er mit seiner Prophezeiung gründlich zuschanden. Johannes Regiomontanus (Müller), der berühmte Mathematiker, bildete sich ein, es würde 1588 entweder der jüngste Tag kommen, oder doch wenigstens in der Welt eine große Verwirrung entstehen:

Wenn man wird zählen achtzigacht,
Das ist das Jahr, das wohl betracht:
Geht alsdann die Welt nicht unter,
So geschehen doch große Wunder.

Keines von beiden traf ein. — Das lateinische Wort Judicium besteht aus lauter Buchstaben, welche Zahlen bedeuten. Die Summe dieser Zahlen ist 1613. Das brachte damals manche Leute auf den Glauben, der jüngste Tag oder das Weltgericht (Judicium = Gericht) würde in jenem Jahre anbrechen. Ein gewisser Eustachius Poyffel setzte das Jahr 1623 fest. Im 1730 liefen mehrere „Weissagungen“ um, die „der ganzen Welt Zerrüttung und Untergang“ für 1777 anzeigten. Ein jüdischer Rabbi namens Elias meinte, weil Gott in sechs Tagen Himmel und Erde erschaffen hätte, so würde die Welt 6000 Jahre stehen und dann ein Ende nehmen. Vorher aber, so glaubten und weisagten andere, werde noch erst das „Tausendjährige Reich“ kommen. Einige gingen so weit, dessen Zeitpunkt zu bestimmen. Jurieu, ein reformierter Theologe, hatte das Jahr 1715 dafür angesetzt. Der Magister Stübel in Leipzig fertigte einmal sogar schon einen Kurier an einen seiner Freunde ab und ließ ihn wissen, daß über drei Tage das Tausendjährige Reich eintreten werde. Der Bote kam zwar an, aber seine mitgebrachte Mitteilung war falsch. Augustinus v. Steube, der als erster reformierter Prediger zu Brandenburg an der Havel amtierte, verfaßte 1730 bei Gelegenheit des Jubelfestes der Augsburgerischen Konfession ein Carmen seculari (Jahrhundertlied), das er Friedrich Wilhelm I. von Preußen widmete. Er sagte darin, daß im Jahre 1740 Christus mit seinem Anhang erscheine, um den „Antichrist“ zu richten und 45 Jahre mit der Reformation der Welt zuzubringen. Völlige Ruhe werde 1785 eintreten, und dann werde zugleich das Tausendjährige Reich beginnen. — Die Idee geht heute noch lebendig um und ist mehrfach gerade von Dramatikern der Gegenwart, so von Henrik Ibsen (Baumeister Solmek) und Max Halbe (Das tausendjährige Reich) poetisch behandelt worden, freilich mehr im Sinne menschheitlicher als religiöser Entwicklung. —

hl. Vom Buche. Wer fragt noch bei diesem Namen des Weisheitsträgers? Und doch trägt der Name in seinen paar Buchstaben die Geschichte des Dinges mit sich. Von den Runen, den Schriftzeichen, die die alten Germanen rixten, hat wohl mancher gehört; zu diesen Runen aber dienen Stäbchen von den Zweigen der Buche, Buchstaben. Eine andere — freilich weniger wahrscheinliche — Erklärung könnte die sein, daß Buchenholzplatten zum Einbande benutzt wurden. Aber nicht vom Beginn des Schrifttums an fannte man die uns geläufige Form des Buches. Wir nennen heutzutage ein umfangreiches Buch einen dicken Wälzer, ohne uns des wenig Zutreffenden dieses Namens bewußt zu werden. Einmal paßte er besser, als nämlich noch zum Schreiben Papyrusblätter benutzt wurden; diese liebt man zu einem langen Streifen zusammen, befestigte die Enden an dünnen Holzstäben und rollte sie um diese zusammen; so war das Buch in seiner ältesten Form eine Rolle, eine Walze, wenn es stark war also ein dicker Wälzer. Erst im vierten Jahrhundert bürgerte sich die Benutzung des Pergaments zum Beschreiben mehr ein; die Pergamentbogen wurden zu mehreren Lagen

zusammengelegt und gebrochen und damit die jetzt übliche Form des Buches gewonnen. Mit der Benutzung des Pergamentes wurde dann auch die Verbreitung des Buches größer. Im Altertum, das in seinen Sklaven billige Arbeitskräfte hatte, gab es einen nicht unbeträchtlichen Buchhandel; wir nennen als römischen Buchhändler nur Ciceros Freund Titus Pomponius Atticus. Die Bücherarmut des Mittelalters, die hohen Preise des Pergamentes, die veranlaßten, daß in den Klöstern Handschriften griechischer und römischer Schriftsteller ausgeschabt wurden, um den teuren Stoff neu verwerten zu können, die Erfindung des Buchdruckes, die natürlich in ihrer weiteren Ausgestaltung einen völligen Umsturz des einstigen gelehrten Betriebes herbeiführen mußte, seien hier nur erwähnt. Für einen notwendigen Bestandteil eines jeden Buches sehen wir jetzt den Titel an; jedes Kind und jedes Buch will doch seinen Namen haben. Zur Zeit der Buchrolle war dem nicht so; wohl war an der geschlossenen Rolle ein Pergamentstreifen angebracht, auf dem der Name des Verfassers zu lesen war, ebenso wie ein kurzes Stichwort über den Inhalt; doch sind solche Bezeichnungen wie „Ueber die Natur“ sehr häufig wohl nicht vom Verfasser geprägt und kaum zu vergleichen mit den heutigen Aufschriften, die die Aufmerksamkeit auf das Buch lenken sollen. — Vom Bucheinband ist zu erwähnen, daß als erster Buchbindername uns der irische Mönch Dagäus um 550 begegnet, daß einer der ersten kostbar eingebundenen Bände (mit Gold- und Silberdeckel und kostbaren Edelsteinen) der Textus sanctus Cuthberti war, der von den Mönchen bei ihrer hastigen Flucht vor den Dänen aus Versehen in die See geworfen, aber um der Verdienste des heiligen Cuthbert willen unterjert gerettet wurde. Als Beispiel absonderlichen Geschmacks beim Buchbinden seien noch die Zwillingbände genannt, bei denen zwei Werke zusammengefügt sind in der Art wie bei den Causeusen, den Doppelfesseln, und die Bände in Menschenhaut, wie z. B. der Astronom Flammarion ein Exemplar seines Wertes „Ciel et Terre“ in die ihm vermachte Haut einer von ihm bewunderten schönen Gräfin binden ließ. Sonst sind meistens die Häute von Mördern die Opfer dieser Geschmacksverirrung gewesen. —

— **Sächsische Volkswörter.** Unter den „Fressalien“ steht in Sachsen das „Liebe“ Brot obenan. Auch schlecht gebadenes, schlüffiges Brot wird wie mangelhafte Eßware überhaupt beschönigend als liebes Gut bezeichnet. (Freiberg): „Aber hönse, das Brot ist doch recht liebes Gut, es ist ja ganz klansig!“ Ähnlich wird ein gefahrdrohendes Gemüth ein liebes Gemüth genannt, als möchte man es dadurch begütigen. Unter Brot (Brut) versteht man in der Regel Schwarzbrot, d. h. Roggenbrot; wer (im Gebirge) ausdrücklich Schwarzbrot verlangt, erhält gröberes Roggenbrot, von dem das feinere als weiß Brut unterschieden wird; das eigentliche Weißbrot in runder Form heißt Stellen, Dreierstölle = Stöckchen (Augustsburg) oder Stollen (Frankenberg) oder Stempel (Nederran), auch Wecken oder Wedel (Mittweida, Lauenstein), vergl. mittelhochd. wecke = keilförmiges Brot, während das längliche, das aus Ecken besteht, allgemein als (Zeiln-) Semmel, im Gebirge auch als Peppel gebaden wird. Nur im Voglande scheinen Rökeln vorzukommen, zwei aneinander gebadene Semmelwecken. Allgemein verbreitet sind die Schuster, d. h. Dreierbrötchen, während Schneider nur in Lauenstein für Semmel üblich zu sein scheint. Wenn die ersteren auch Wullwecken heißen (um Glashütte), so sind diese wohl den Wullteibchen gleichzustellen, die aus einem niederdeutschen boll = unterhöhl, hohl, schwammig (Gegenteil: dicht und fest) und mißverstandenen taub = leer, gehaltlos, dürr zusammengesetzt sind, dem Bäcker also doppelt sagen, woran er es hat fehlen lassen. Zugleich ist wohl auch eine Anspielung auf ein minderwertiges Mehl beabsichtigt, das früher sogenannte Vollmehl, worauf noch jetzt im Gebirge vorkommendes ballenes Mehl zurückgeht. In Böhmen sind Wullebrüel von schwärzerem Mehl gebaden. In Freiberg allerdings gehörten (oder gehören?) Wullbrötchen nicht zum „lieben Gut“, sondern stellten ein besonderes weiches Gebäck aus Wasserteig neben den Dreierbrötchen dar, das manchmal sogar Rosinen enthielt. Daß der Genuß des Weißbrots im sächsischen Volke minder verbreitet ist als in Süddeutschland, ergibt sich aus der Redensart, die man in seinem Spotte an einen sich groß oder wichtig Tuenden richtet: „Wenn wir dich nicht hätten und das liebe Brot, dann müßten wir lauter Semmeln essen.“ Ähnlich sagt man um Zwickau: „Wenn wir dich nicht hätten un de Löffeln, do müßt ir de Supp hamfeln“ (= handvollweise essen). Für Zeiten der Not fordert der Sache übrigens zum Sparen auf mit dem Sprichwort: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not altbadne Semmel und Dreierbrot.“ Von einem schnell und lebhaft Sprechenden heißt es im Gebirge: Dan gibts zum Maul raus wie schimmlch Brut — jedenfalls ein zweifelhaftes Lob. Kann aber jemand mehr als Brot essen, so ist das kein Zeichen von Reichtum, sondern von Zauberkraften. —

Aus der Pflanzenwelt.

g. o. Der Ginster hat Aussicht, sich aus einem lästigen Unkraut zu dem Range einer Industriepflanze emporzuschwingen. Der Ginster wächst überall in trockenen Wäldern, auf Hügel, Sandböden und torfigen Heiden und bedeckt stellenweise ausgedehnte Flächen. Dieser Strauch, der bisher nur zu Wesen, als Raumbusch oder zur Feuerung verwendbar schien, besitzt unter seiner Rinde eine derbe Gespinnstfaser, die ein gutes Erfagnittel für Hanf abgibt. Tatsache ist, daß die Fächer an der Küste Kleinasiens schon seit

langer Zeit aus der Ginsterfaser ein Gespinnst gewinnen, das sie jedem anderen Stoff zur Herstellung ihrer Netze vorziehen und zwar aus dem Grunde, weil diese Faser im Wasser keiner Veränderung unterworfen ist. Auch in anderen Gegenden wird die Ginsterfaser zur Herstellung von Seilen und Geweben benutzt. Der Ginster, welcher für solche industriellen Zwecke statt des Hanfes verwendet werden kann, gehört den Arten behaarter Ginster (Genista pilosa), deutscher Ginster (G. germanica) und englischer Ginster (G. anglica) an. Die Faser wird aus der Rinde der Zweige gewonnen, nachdem sie einer besonderen, wenig kostspieligen Röstung unterworfen worden ist. Während des Winters werden die gerösteten Pflanzen gebrochen und die gekämmten, gereinigten und geglätteten Fasern mit dem Spinnrade gesponnen. Gewöhnlich läßt sich aus dem Garn nur grobes Zeug für den Hausgebrauch oder zu Padzweden weben; aber es scheint, daß sich aus der Ginsterfaser, wenn sie entsprechend geröstet und bearbeitet wird, auch feineres Zeug und geschmeidige Bekleidungsstoffe herstellen lassen. —

Humoristisches.

— Im Eifer. Richter: „Es wird Ihnen zur Last gelegt, daß Sie bei der Kauferei dem Kläger das linke Ohr zur Hälfte abgebeissen haben!“

Angeklagter: „Das dürfen S' ja nicht glauben, Herr Richter! Der Hias ist ein schlechter Mensch — das hat er sich g'wiß selber ab'beissen!“ —

— Immer derselbe. „Herr Professor haben drei Brillen?“

„Allerdings! Eine gebrauchte ich zum Lesen, eine für die Ferne, und mit der dritten suche ich gewöhnlich die anderen zwei!“ —

— Verfehlte Mahnung. Sie: „Na — jetzt hast Du aber g'rad' g'nug Bier getrunken!“

Er: „Nejt hast D'! — Kellner, die Weinkarte!“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine offizielle „Geschichte des Burenkrieges“ wird demnächst in England herauskommen. Die Herstellungskosten des vierbändigen Werkes übersteigen 540 000 M. —

— Der Blätterwald in Amerika. Nach einer Statistik, die von dem offiziellen statistischen Bureau in Washington aufgestellt wurde, sind im Jahre 1905 in den Vereinigten Staaten täglich 19624757 Zeitungsnummern gedruckt worden! In Sonntagen und Festtagen, an denen sich der Amerikaner gar nicht um die Geschäfte und nur sehr wenig um die Politik kümmert, war die Durchschnitzzahl nur 11539521 Zeitungen. Die Tageszeitungen haben in dieser Zeit 600 Millionen Mark eingenommen, und das gesamte Kapital, das im Zeitungsbetriebe angelegt ist, erreicht die phantastische Höhe von 1456 Millionen Mark. —

— Musolino, ein berühmter Straßendiebstahl Südtaliens, beschäftigt sich im Gefängnis zu Portolomono besonders gründlich mit dem Studium des Griechischen. Er will Homers „Ilias“ übersetzen. —

— Die Frau ohne Lächeln“ wird bereits am Dienstag zum ersten Male im Trianon-Theater aufgeführt. —

— Das Lessing-Theater beginnt seine Vorstellungen mit dem ständigen Personal der Bühne am 16. August. Zur Aufgeführt kommt Hauptmanns: „Und Pippa tanzt.“

— „Brüderchen“, ein dreiaktiges Kadetten-drama von Robert Dverweg, wurde vom Schiller-Theater zur Aufführung angenommen. —

— Das Opernhaus beginnt seine neue Spielzeit am 15., das Schauspielhaus am 19. August. —

— „Flickwort, der arme Teufel“. Unter diesem Titel hat der Mannheimer Bibliothekar Max Defer ein Schauspiel geschrieben, das Schillers Leiden in Mannheim nach seiner Flucht aus Stuttgart schildert. —

— Dramen ohne „Ehebruch“. Der belgische Senator, Advokat und Literat Edmond Picard hat 25 000 Franc als Preise für belgische Dramatiker ausgeschrieben. Nur ungedruckte und unausgeführte Werke kommen in Betracht, die „die Phänomene des Lebens in ihren pathetischen und erhabenen Offenbarungen schildern, das öffentliche, das private, das historische und das soziale Leben“. Ein Gebiet ist ausgeschlossen: das Ehebruchsproblem. Der Pariser „Figaro“ bemerkt dazu: „Wieviel belgische Autoren werden sich finden, die ohne Ehebruch dichten können?“

— Ein Lorking-Denkmal soll im Oktober auf der Rousseau-Insel im Tiergarten enthielt werden. —

— Kolumbus soll in Rom ein Denkmal kriegen — und zwar in den Gärten des Vatikans. —

— 5400 Hektar Land wurden in den letzten fünf Jahren an der holsteinischen Westküste dem Meere abgenommen. Im letzten halben Jahrhundert sind im ganzen 15 000 Hektar angelandet worden, von denen bereits 9000 Hektar bewohnbar sind. Ungefähr 600 Wohnstätten mit 8500 Menschen fanden bisher Platz auf ihnen. Der Rest wird vorläufig als Weideland benutzt. —